

XIII. Genese des Leidens

1. Allgemeine Vorbemerkung

Was wir gewohnt sind und nicht anders kennen, versetzt uns nicht mehr in Staunen. Und doch ist, wenn wir uns darauf einmal mit offenen und unbefangenen Augen einlassen, das Phänomen der »Entwicklung« eines der geheimnisvollsten Phänomene des Lebens. Gewiss, die biologische Forschung hat seit 150 Jahren unglaubliche Fortschritte gemacht und tief in das Wesen der Entwicklung des Einzelwesens und des Lebens überhaupt hineingeschaut, und doch können wir uns kaum sicher sein zu wissen, *was* »Entwicklung« überhaupt ist, geschweige denn, *wie* sie sich vollzieht und vor allem *wodurch*, durch welche Kräfte sie warum und wozu zustande kommt. Ja schon die Frage, *wann* das Konzept »Entwicklung« in der Evolution relevant wird, ist nicht einfach zu beantworten. Sicher lässt sich sagen, dass sie ein notwendiger Aspekt aller sich geschlechtlich fortpflanzenden Lebewesen ist. Aber schon manche, vor allem die komplexen Einzeller (Malaria, Trypanosoma, Pantoffeltierchen etc.) weisen nach der Zellteilung das Phänomen Entwicklung, nämlich in Form der Ausdifferenzierung von hochspezialisierten Organellen und Funktionen auf, allerdings auf dem Boden einer schon fast fertigen Gesamtgestalt. Das ändert sich bei geschlechtlich entstandenen Lebewesen. Hier müssen zwei sehr verschiedene und spezifizierte Geschlechtszellen erst verschmolzen werden, um über den Umweg einer transeunten Entdifferenzierung und Primitivisierung der neuen Zelle die Voraussetzungen für ihre so ungewöhnliche Pluripotentialität und ihr hohes Potential an Entwicklungsmöglichkeit zu schaffen. Was dann geschieht, darf als prototypische Wesensgestalt aller Entwicklung gelten: Eine primäre Ganzheit entwickelt sich dadurch, dass sie innerhalb ihrer Grenzen Unterstrukturen und Unterfunktionen in steigend komplexer Weise ausdifferenziert, sich also innerlich gleichsam »faltet«. Das gelingt aber nur dadurch,

dass der Integrationsgrad und die Vernetzung mit der Umwelt zunehmen. Das Ziel dieses Prozesses ist im vormenschlichen Leben die »Reife«, also jener Zustand, der nicht mehr weiter differenziert werden kann und einen funktionalen Höchststand erreicht. Worin zeigt sich dieser aber? Woran lässt er sich messen? Nun, bei den vormenschlichen Lebewesen ist das eindeutig die Fähigkeit zur Fortpflanzung, also zur Arterhaltung. Bei vielen Lebewesen setzt darum schon direkt nach der Fortpflanzung nicht selten der Alterungs- und Verfallsprozess ein, manchmal in dramatisch rascher Weise. Immerhin gibt es aber Tiere, die ihre generative Potenz weit überleben. Es ist klar, dass sich darin noch ein anderer Sinn als der der bloßen Arterhaltung ausdrückt. Das Individuum selbst beginnt hier zum Selbstwert zu werden, ein Phänomen, das beim Menschen dann entschieden ins Zentrum rückt. Denn der Sinn der menschlichen Existenz erschöpft sich keineswegs in der Fortpflanzung und Arterhaltung, ja er geht prinzipiell darüber hinaus und liegt jenseits von allem Organischen. Darum gestaltet sich das Entwicklungsproblem im Falle des Menschen grundsätzlich anders und neu, auch wenn die Einbettung in die biologische Entwicklungsmatrix grundsätzlich bewahrt bleibt und die seelisch-geistige und soziale Entwicklung des Menschen zutiefst beeinflusst, ja vorbereitet und anbahnt.

Warum und wodurch entwickelt sich nun aber das Leben und strebt einen höheren Differenzierungs-, Integrations- und Vernetzungsgrad an? Das kann hier nur angedeutet werden, sicher nur ist die darwinistische Antwort unzureichend, schon allein deswegen, weil die niedersten Tiere in der Regel überlebensfähiger sind als die weitaus vulnerableren höheren Tiere. »Das Leben« strebt offensichtlich zu immer mehr Selbstdarstellung, Verinnerlichung, Ausdruck von Innerlichkeit, zu seelisch-geistiger Kommunikation, zur Objektivierung der eigenen Fähigkeiten in einer Welt der Werke (was wir Kultur nennen, die durchaus schon in der Tierwelt beginnt) und schließlich einer Transzendierung von (vitalem) Leben und Welt überhaupt zu. All das muss als Potential der gesamten Evolution prinzipiell zugrunde liegen und bleibt als bloßes Anpassungsergebnis vollständig rätselhaft. Die Quellen der Evolution können, da sie sich im Menschen selbst übersteigt, nicht allein in der Evolution liegen. Zur Vertiefung dieser Sichtweise sei auf die Philosophie des Organischen im Werke *Brandensteins* hingewiesen (1930, 1979).

Vielleicht noch schwieriger gestaltet sich die Antwort auf die

Frage, wodurch das Leben und seine zunehmende Differenzierung zustande kommt. Grundsätzlich muss da gesagt werden, dass die Annahme von erstens dynamischen Faktoren, also von Wirkkräften unumgänglich ist. Was aber ist eine Kraft? Was impliziert die Fähigkeit zu wirken? Sicher viel mehr als der moderne physikalische Kraftbegriff annimmt. Es kann gezeigt werden, dass Wirken ohne Selbstbestimmung, ohne Freiheit, ohne Bewusstsein, ohne Macht unmöglich ist (*Brandenstein* 1983, S. 211 ff.). Mit dem Bewusstsein als notwendigem Aspekt eines Kraftwirkens kommt aber zweitens Intelligenz, Kognition, Geist ins Spiel, und das ist auch nötig, wenn wir uns die ungeheure Intelligibilität der Welt der lebendigen Gestalten vor Augen führen. Doch kann es sich nicht um irgendeine Kraft handeln, sondern nur um eine solche, die noch nicht fertig ist, deren Potential zwar gegeben, aber verborgen, eingehüllt, ungehoben ist und erst in einem schöpferischen Prozess, oft mit Mühe und gegen allerlei innere und äußere Widerstände, entfaltet, realisiert wird. Damit berühren wir das Konzept der aristotelischen *Entelechie*, das allem Lebendigen zugrunde liegt. Hier handelt es sich um eine lebendige, intelligente, aber an das Werden gebundene Kraft, die sich im Selbst- und Fremdgestalten erst finden muss. Das vermag sie aber nur, wenn es sie dazu drängt. Was aber treibt da das Leben voran, vor allem das einzelne Lebewesen?

2. Die direkten Triebfaktoren der Entwicklung

Nun, am aller einfachsten natürlich der Wille, der Wunsch, das Begehren zu leben, zu überleben und sich zu entfalten, also »zu sich selbst« zu finden. Ein solches Begehren impliziert notwendig Interesse an sich selbst und an der Welt, damit das Bedürfnis nach Sicherheit und Bestand. Dies schließt zwangsläufig alle biologischen, organismischen Triebfaktoren ein, die niederen wie die höheren, je nach Lebewesenart, also den Trieb zu atmen, wach zu sein, sich zu bewegen, Nahrung und Flüssigkeit aufzunehmen, Abfallprodukte auszuscheiden, zu ruhen, zu schlafen, schließt den Paarungstrieb ein, den Nest- und Pflgetrieb, den Reviertrieb, den Beutetrieb u. v. a. m. Des Weiteren impliziert das Begehren zu leben die Neugier, die Lust auf Bewegung, auf Wirksamkeit und auf Eigenständigkeit, aber auch auf Begegnung, Austausch und Kommunikation. Nicht zu unterschätzen sind die »Triebfaktoren«, die von außen kommen: Ein neugeborenes Lebewesen wird von seiner

Umwelt erwünscht, geweckt, gereizt, gefördert und herausgefordert. Auch das stößt Bewegung, Werden, Entwicklung an. Schon die vor-menschlichen, »rein« biologischen Lebenstriebfaktoren lassen sich, wie man sieht, nicht ausschließlich physiologisch fassen, sondern be-dürfen einer tieferen psychologischen Betrachtung. Im Grunde kom-men wir nicht einmal bei einer Amöbe ohne die Annahme einer psy-chischen Dimension aus. Denn wie sollen Phänomene bzw. Begriffe wie Wahrnehmen, Selektion, Angriff, Flucht, Vermeidung, Rückzug, Ver-bergung, Kampf, Versuch und Irrtum, gar Phänomene wie Gedächtnis und Handlung usw. »unpsychisch« verstanden werden können?

3. Die indirekten Triebfaktoren der Entwicklung: Mangel, Grenze, Problem, Konflikt, Gefahr, Konkurrenz

Neben den behandelten direkten oder positiven Faktoren der Entwick-lung dürfen die indirekten, in gewissem Sinne negativen Triebfaktoren nicht unbeachtet bleiben. Sie spielen auch in allen Entwicklungstheo-rien eine bedeutende Rolle, so z. B. bei Freud in der Trias von Bedürf-nismangel (»Triebwunsch«), Defizit und Konflikt, so bei Piaget in Form der kognitiven Diskrepanz (kognitive Aporie) bzw. als Herausforde-rung, eine kognitive Dissonanz aufzulösen.

Insofern schon eine jede organismische und eine jede psychologi-sche Triebkraft nicht nur eine positive Fähigkeit, sondern ein Bedürfnis darstellt, impliziert sie immer einen Mangel, also eine Negativität. Diese stellt den fundamentalsten negativen Anreiz zu Aktivität und Entwicklung dar und spielt nicht umsonst eine zentrale Rolle in der genetischen Philosophie Hegels, in der Psychologie Adlers und in der Anthropologie Gehlens. Die Triebkraft als Fähigkeit sucht die Trieb-kraft als Bedürfnis zu befriedigen, und daraus folgt notwendig eine Dynamik, die Entwicklungen anstoßen kann, etwa technischer oder wissenschaftlicher Art. Der Mensch ist das Mangel-Potenz-Wesen schlechthin, ein hungriger Faust, der nie satt wird. Buddha geißelte dies als die existenzielle Gier des Menschen, sie ist aber nicht nur sein Leid, sondern ebenso die Quelle allen Schöpferturns und damit allen »schaffenden Glücks«.

Etwas anders liegen die Verhältnisse im Falle der Grenzerfahrung, in der ebenfalls eine Negativität erscheint. Die potentialunendliche Dynamik (pU) des Menschen muss nämlich in einer wesenhaft end-

lichen (E) Welt notwendig an Grenzen stoßen, die teilweise unüberwindlich, teilweise sogleich überwindlich und teilweise nur durch Arbeit überwindlich ist. Diese Negativität reizt zur Erhöhung oder Veränderung der Aktivität, z. B. in Form der Erfindung neuer Techniken zum Zwecke der Naturbeherrschung.

Während im letzten Fall die Grenze eher »außen« liegt, liegt sie im Falle des Problems eher »innen« und ist dadurch bedingt, dass der Mensch noch nicht die adäquate Antwort auf eine meist selbst gestellte Herausforderung gefunden hat. Das Problem kann mehr praktischer, technischer, mehr theoretischer oder mehr emotionaler Natur sein, Letzteres z. B. in zwischenmenschlichen Beziehungen. Um eine Lösung zu finden, ist darum die Entdeckung, Ergreifung und Entwicklung neuer praktischer, kognitiver und emotionaler Ressourcen notwendig.

Überschreitet ein Problem die rein kognitive Ebene und wird sozusagen »lebendig«, existenziell, praktisch oder emotional konkret, dann haben wir es oft mit einer Konfliktkonstellation zu tun. Beim Konflikt, sei er intrapsychisch, sei er interpersonell, handelt es sich um den aktiven Kampf zweier entgegen gesetzter Intentionalitäten, die sich gegenseitig zu überwinden, zu unterwerfen oder zu beherrschen suchen. Die Negativität besteht darin, dass die eine Macht die andere auf deren Kosten aufzuheben sucht.

Eine Steigerung der Problemlage stellt sich im Falle von Gefahr und Not ein. Hier wird das Problem existenziell, eine Lösung dringlich. Das kann für die Auffindung einer Lösung hinderlich sein, manchmal aber macht, wie das Sprichwort sagt, die Not erfinderisch. Auch hier sind neue Entwicklungen möglich.

Schließlich sei die positiv-negative Triebkraft der Konkurrenz bzw. Rivalität genannt, die schon bei der sexuellen Selektion in der Natur eine große Rolle spielt. Lebewesen einer Art wollen in der Regel besser sein als die Anderen, letztlich wohl, weil in jedem Lebewesen das Urbild des Bestmöglichen, gewissermaßen einer absoluten Seinspitze steckt. Genau dieser Archetyp wird durch Vergleich und Konkurrenz geweckt mit seiner entsprechenden Entwicklungsdynamik.

4. Der Funktionskreis von Organismus und Umwelt

Alle diese dynamischen Wirkfaktoren entbehren nun aber jeglichen Sinnes, wenn wir sie nicht auf einen transorganismischen Kontext,

auf eine Umwelt beziehen. Wo es prinzipiell keine Nahrung gäbe, wäre der Nahrungstrieb nie entstanden. Der Umweltbezug umfasst drei Aspekte, ich nenne sie *Gewährung (bzw. Passung), Aufgabe und Leistung*. Ein Beispiel: Wenn eine Amöbe ein Nahrungspartikel inkorporiert, dann wird ihr diese Möglichkeit von der Umwelt gewährt. Darauf ist sie absolut angewiesen, da sie nicht alles, was sie braucht, aus sich selbst generieren kann. Andererseits nützte die Gewährung nichts, wenn das Lebewesen das Angebot nicht ergreifen könnte. Hierzu wird es jedoch schon durch seine Bedürfnisstruktur gedrängt, die dem Lebewesen damit eine existenzielle Aufgabe stellt. Erfüllt wird die Aufgabe durch eine konkrete aktuelle Leistung, einen Vollzug, in unserem Fall durch die Inkorporation eines Nahrungspartikels. Wenn nun der Umstand auftaucht, dass sich die Bedürfnis-, Aufgaben- und Leistungsstruktur eines Lebewesens nach und nach aufbaut bzw. die äußeren Anforderungen wechseln, dann muss sich das Lebewesen entwickeln, d.h. sich differenzieren, sich in sich selbst und in seiner Umwelt neu integrieren und weiter in der Umwelt vernetzen.

5. Selbstsein und Anderssein

Durch die in Raum und Zeit individualisierte und zentrierte Bedürfnis-, Aufgaben- und Leistungsstruktur eines Organismus wird eine der fundamentalen Seinsstrukturverhältnisse dieses Kosmos konstituiert: die Differenz von Eigen und Fremd, von Selbst und Anderem. Sie ist so einfach und basal, dass sie auf Anderes nicht zurückgeführt werden kann, sondern als »Urphänomen« hingenommen werden muss. Sicher bildet es eine Grundlage alles organischen Seins, doch sprechen viele Zeugnisse dafür, dass sie schon in der vorbiischen Welt wirksam ist, auch wenn nicht so offenbar und prägnant.

Je höher ein Organismus differenziert ist, desto mehr unterliegt seine Eigen- oder Selbstwerdung der Notwendigkeit eines Entwicklungs- oder Entfaltungsprozesses. Ein Virus ist gewissermaßen mit einem Schlag gegeben, ähnlich verhält es sich mit den meisten Protozoen. Ein Säugetier dagegen durchläuft schon embryonal eine Vielzahl von Differenzierungsstufen, bevor es »zu sich selbst kommt«. Je komplexer diese Differenzierung in der Zeit ist, desto notwendiger wird es, sie zu ordnen, zu gliedern, und d.h. relativ abgegrenzte Pha-

sen, Stufen, Stadien gemäß einem übergeordneten Gesamtplan zu schaffen.

6. Organismische Grundverhaltungen gegenüber der Umwelt

Dieses Selbst kann und muss sich nun zu seiner Umwelt verhalten, und da finden wir einige wenige Grundmöglichkeiten der organismischen Positionalität. An erster und oberster Stelle ist die Dualität von Aktivität und Passivität, von Tun und Nichtstun bzw. Stillhalten zu nennen. Wie das Beispiel des Totstellreflexes jedoch zeigt, kann das Nichtstun oder Stillhalten durchaus als Grenzfall eines aktiven Verhaltens gegenüber der Umwelt verstanden werden. Das Wort still *Halten* drückt die verborgene Aktivität schön aus. Innerhalb der aktiven Position lassen sich wiederum zwei Grundmöglichkeiten benennen, auf denen besonders die Epistemologie *Piagets* (1988, S. 32 ff.) aufbaut: Assimilation und Akkomodation. Sie sind Formen der Adaptation. Im Fall der Assimilation passt der Organismus die Umwelt an sich und seine Zwecke an; im Fall der Akkomodation passt der Organismus sich selbst an die Umwelt an. Im ersten Fall wird überwiegend die Umwelt, im zweiten überwiegend der Organismus verändert. Natürlich gilt dies alles nur relativ, nicht absolut, denn auch eine Veränderung der Umwelt verlangt eine gewisse Veränderung des Organismus und umgekehrt.

Innerhalb dieser beiden Grundmodi müssen noch weitere Modi unterschieden werden, die sogar eine gewisse Eigenständigkeit gegenüber der Assimilation und Akkomodation aufweisen. Es handelt sich um die Abgrenzung (Demarkation), die Ausstoßung (Expulsion), die Zurückstoßung (Repulsion) und die Vernichtung (Eliminierung, Annihilation). Bei der Demarkation werden Organismus und Umwelt nicht oder kaum verändert, sie steht daher ziemlich in der Mitte zwischen Assimilation und Akkomodation. Bei der Expulsion, z. B. der Ausscheidung von Exkrementen, verändert sich vor allem der Organismus, aber auch die Umwelt wird, zumindest auf Dauer, nicht unerheblich alteriert, z. B. durch Gifte belastet. Bei der Annihilation wird die Umwelt am stärksten verändert, nämlich zerstört; und bei der Repulsion erfährt die Umwelt eine Veränderung in dem Sinne, dass der Organismus für sich Freiraum schafft und seinen Aktionsradius vergrößert, typisch z. B. für Revierkämpfe.

7. Stufen der Genese des Leidens

Auf diesem Hintergrund soll in aller gebotenen Kürze die psychophysische Genese des Menschen dargestellt werden. Grundsätzlich muss vorausgeschickt werden, dass die Entwicklung des Menschen von der Entwicklung der Tiere insgesamt dadurch abweicht, dass sich in ihrem Falle zwei evolutionäre Großtendenzen durchdringen, eine zyklische und eine unzyklische. Die zyklische Entwicklung ist typisch für alle vormenschlichen Lebewesen: Das einzelne Lebewesen entsteht, entwickelt sich recht rasch, pflanzt sich fort und vergeht, all das im Dienst der relativ statischen Art, weswegen es nur wenige Unterschiede zwischen den Individuen gibt. Auch der Mensch unterliegt dieser zyklischen Entwicklung (die mit der Zentrität des Tieres zusammengehört), doch wird sie von einer zweiten Entwicklungsart durchflochten, und zwar von Anfang an, eine Eigenart, die wesentlich offen, zeitweise (nämlich zwischen dem ersten Lebensjahr und der Pubertät) verlangsamt, auf das ganze Leben hin unabschließbar und exzentrisch ist. Auch dient sie nicht der Arterhaltung, sondern ist Ausdruck der endlosen Vertiefung, Differenzierung und sozialen Eingliederung des Individuums als Person. Diese unzyklische Entwicklung unterliegt keinen so streng festgelegten Gesetzmäßigkeiten wie die zyklische, sondern ist weitaus unbestimmter, freier, individueller und kommunikativer. Das ist der Grund, warum ein allgemeines Schema der menschlichen Entwicklung nur eingeschränkt aufgestellt werden kann, ja der Fall nicht selten ist, dass die unzyklische Entwicklung, die vor allem seelisch-geistige und soziale Quellen hat, die zyklische durchkreuzen und stören kann, bis hin zu Krankheit und Tod. Dies ist auch der Grund, warum der neugeborene Mensch, obzwar völlig auf seine Mitwelt angewiesen, keineswegs so inkompetent, autistisch und symbiotisch ist, wie die alte Entwicklungspsychologie meinte. *Dornes* (1999) hat mit seinem Bestseller eine Lanze für die angeborene Kompetenz, die primäre Bezogenheit und frühe (relative) Eigenständigkeit des Säuglings gebrochen und folgt dabei, die gegenteilige Entwicklungspsychologie der Psychoanalyse (z. B. die von *Spitz* 1973, *Mahler* 1984) kritisierend, der modernen Säuglingsforschung (vgl. *D. Stern* 1992 und *J. Lichtenberg* 1988). In Wahrheit ist der Säugling von der Seite der zyklisch-biischen Ontogenese schon recht gut ausgestattet, während die typisch menschliche, die unzyklische Ontogenese dem Neugeborenen wenig Hilfsmittel zur Lebensbewältigung an die Hand gibt. Hier muss er daher in die Welt von Nach-

ahmung, Lernen, Erziehung und individueller Entwicklung eintreten. Nach *Portmann* (1969) liegt in dieser Anforderung der Grund, warum der Mensch ein Jahr zu früh zur Welt kommt und eine so lange Kindheit zu durchlaufen hat. Nur im Rahmen eines solchen »sozialen Uterus« könne das gewaltige nichtvererbte Traditionsgut des Menschen vermittelt werden – so seine anthropologische These.

Wie sieht die menschliche Entwicklung nun im Groben aus? Welche ungefähren Phasen, Stadien, Stufen lassen sich hinreichend objektiv unterscheiden? Allgemein wird heute zwischen der vorgeburtlichen und der nachgeburtlichen Lebensphase unterschieden. Das nachgeburtliche Leben unterteilt man für gewöhnlich in die frühe und die späte Kindheit. Die frühe Kindheit, die ungefähr ein Jahr dauert, endet mit dem Erwerb der typisch menschlichen Eigenheiten, d. h. mit dem aufrechten Gang, der menschlichen Sprache und dem einsichtigen Handeln. In diesem ersten Jahr wächst und entwickelt sich der kindliche Organismus auffällig rasch, während es danach zu einer Verlangsamung und damit erheblichen Verlängerung der Kindheit kommt, die sich bis zur Pubertät, also bis zum 10.–12. Lebensjahr erstreckt. Während dieser zweiten Kindheitsperiode erfolgt einerseits die soziale Eingliederung des Menschen, andererseits bekommen die imaginativen und vor allem emotionalen Kräfte des Menschen, die für die Entwicklung seiner Beziehungsfähigkeit und seiner Sozialisation entscheidend sind, viel Raum, um sich auszufalten. Es folgt die Jugend mit den Unterphasen der Pubertät und der Adoleszenz (Jünglings-, Jungfrauenalter), in denen der Mensch intellektuell selbständig und auf das Arbeitsleben in der Gesellschaft vorbereitet wird. Danach tritt der Mensch in das reife Erwachsenenalter ein, das heute ebenfalls zwei-, ja dreigeteilt wird. Abgeschlossen wird das Leben durch das frühe, hohe und das Greisenalter, das in den Tod mündet. Alle Phasen sind durch relativ spezifische Möglichkeiten, Grenzen, Aufgaben und Leistungen charakterisiert, die sich im Rahmen der oben genannten Grundpositionen, also vor allem der Assimilierung, Akkomodation, Expulsion und Repulsion vollziehen. Am Anfang, d. h. bei der Geburt, kommt es zur sicherlich tief greifendsten Veränderung des Organismus, die rein biologischer Natur ist, denn das Lebewesen muss sich auf völlig neue physiologische Gegebenheiten, z. B. die Lungenatmung, die Wärmeregulierung, die orale Ernährung etc., umstellen. Was dies psychisch bedeutet, lässt sich kaum ermessen. Im Ganzen ist das Neugeborene psychisch hier noch nicht erwacht bzw. schlummert in seelisch-geisti-

ger Hinsicht. Seine Aktionen werden daher weitgehend durch Instinktionen und erblich festgelegte Verhaltensschemata gesteuert. Schon bald aber erwacht das Kind als Bewusstseinswesen und offenbart sich nach wenigen Wochen, so z. B. im echten Anlächeln, als einmaliges personales Wesen mit einer eigenen »Persönlichkeit« und einem freieren, nicht mehr instinktiven Verhalten. Trotzdem steht die biologisch-physiologische Umstellung noch im Vordergrund, die langen Schlafphasen beweisen dies, und bis zur Bewältigung des aufrechten Ganges und der Reinlichkeit bleiben physiologische Herausforderungen und Anpassungsleistungen zentrale Themen der Entwicklung. In Wahrheit hat sich der Mensch aber das Leben lang, so besonders in der Pubertät und im hohen Alter, mit physiologischen Anpassungsforderungen auseinander zu setzen. Bekanntlich hat die Psychoanalyse ihr Entwicklungskonzept (orale, anale, phallische, Latenz- und genitale Phase) vor allem an der biologisch-triebhaften Seite des Menschen ausgerichtet, worin ihre Stärke, aber auch ihre Einseitigkeit liegt, die dem Menschen gerade in seiner Menschlichkeit nicht gerecht wird. *Erik Erikson* (1959) hat mit seinem dialektischen Lebensphasenkonzept diese Einseitigkeit überwunden und die allzu konkretistisch-naturalistisch gemeinten Triebkategorien um ihre seelisch-geistige und sozial-interaktionistische Dimension erweitert.

Der Mensch lebt von Anbeginn nicht nur aus Triebansprüchen heraus, sondern nimmt wahr, fühlt, erinnert sich, handelt, probiert, sucht, ja denkt schon bald, wenn auch gewiss nur in einfachen Urteilen und intuitiven Schlüssen, mit deren Hilfe er, wie *Piaget* aufzeigte (vgl. *Piaget* 1988; *Fetz* 1988a, S. 53–70), allgemeinere Denkschemata entwickelt, in die die neuen Erfahrungen eingebaut (und dadurch die Schemata evtl. modifiziert) werden. Alle diese Fähigkeiten sind aber, da sie sich intrinsisch entfalten wollen, zugleich Ansprüche, Aufgaben und Anforderungen, denen das Kind zu genügen sucht. Bekanntlich tut es dies vor allem im Felde der ersten wichtigen zwischenmenschlichen Beziehung, der Beziehung zu den Eltern, und da vorzüglich zur Mutter. Das Kind ist also von Anbeginn und zugleich von vier Seiten herausgefordert: von seinem Leib und dessen Ansprüchen (»Trieben«), Mängeln und Grenzen (konkret von Lust, Unlust, Schmerz, Nichtkönnen, Können etc.); von der dinglich-sachlichen Umwelt (die in den Entwicklungspsychologien oft unterschätzt wird), also z. B. von dem Boden, auf dem das Kind krabbelt, von den Möbeln, die es umstellen, vom Licht, von Geräuschen usw.; von der Mitwelt seiner nahen Be-

zugspersonen; und von seiner eigenen psychischen Innenwelt, von seinen Wünschen, Erwartungen und Ängsten, seinen Wahrnehmungen, Erinnerungen, impliziten Urteilen und Handlungsimpulsen. Alle diese Herausforderungen sind zugleich Bedürfnisse und sich entfaltende Fähigkeiten und geben so dem Kind Orientierung, Grenze, Halt, Sinn und Richtung bzw., wo sie versagen oder sich verwirren, Desorientierung, Haltlosigkeit, Grenzenlosigkeit, Widersinn, Sinnmangel und Richtungslosigkeit. Da solcherlei Störungen unvermeidlich sind, sind die Themen Mangel, Konflikt, Problem und Leid uranfängliche und nie mehr ganz zur Ruhe kommende Fragen an die Existenz. Über die verschiedenen Lebens- und Erlebensdimensionen hinweg sehen wir darum drei oder vier übergeordnete Grundherausforderungen bzw. Grundverlangen am Werk, die sich als rote Fäden durch das gesamte Leben ziehen und neben den physiologischen Anforderungen herlaufen. Es handelt sich um die schon in einem anderen Kapitel angeführten Lebensdimensionen

- Bindung (gute und schlechte Abhängigkeit, Geborgenheit, Sicherheit, emotionale Kommunikation, Zufriedenheit, Erfüllung, Glück, Liebe, Hass usw.)
- Autonomie (Selbstständigkeit, Selbstwirksamkeit, Selbstbeherrschung, Freiheit, Macht, Alleinsein)
- und Erkenntnis (Orientierung, Exploration, Neugier, Wissen, Weisheit, Irrtum, Täuschung)

Schon seit langem hat man bemerkt, dass diese Dreieinheit von Urthemen, Urbedürfnissen, Urfähigkeiten und Urwerten zwar, wiewohl genau unterscheidbar, dennoch untrennbar ist, sich aber in den verschiedenen Lebensphasen unterschiedlich gewichtet entwickelt. Im ersten Lebensjahr überwiegen neben der physiologischen Einleibung das emotionale Erleben und das Beziehungsverhalten. Es folgt die motorisch-willentliche Beherrschung des Leibes (aufrechter Gang, Greifen der Hand), der psychischen Funktionen (z. B. der Sprache) und der Umwelt, um schließlich in wachsendem Ausmaß von kognitiven Zügen bereichert und vertieft zu werden. Diese differenzieren sich in immer abstrakteren Formen aus und können schließlich selbständig gehandhabt werden, etwa in Form von Phantasieproduktionen, konkreten und formalen Gedankenoperationen. Auf allen diesen drei Aktionsfeldern des Lebens baut schließlich das moralisch-sittliche Leben auf und vergeistigt, vertieft und differenziert sich, wenn gefördert und gefordert, immer mehr (vgl. *Kohlberg* 1974). Mit der zunehmenden, von *Mahler*

und Pine (1984) herausgearbeiteten psychischen Individuation (Loslösung, Verselbständigung und Übung), intersubjektiven Beziehungskonstanz und sachlichen Objektivation der eigenen Innerlichkeit in Sprache und Spiel verdichtet sich das Selbstempfinden mit seinem charakteristischen Selbstwerterleben: Ich bin, und das ist gut; ich kann fühlen bzw. meine Gefühle (Wünsche, Ängste, Freude, Zorn etc.) ausdrücken, und das ist gut; ich kann agieren, handeln, mich und die Umwelt beeinflussen, ja partiell kontrollieren, und das ist gut; und ich kann mich orientieren und Wissen erlangen, und das ist gut. Ich habe ein unverwechselbares Sein, verfüge über Macht-, Liebes- und Erkenntnisfähigkeit, und all das erfüllt mich mit Genugtuung, Lebensfreude und Sehnsucht nach mehr. Je nachdem wie die charakterliche Grundstruktur eines Menschen beschaffen ist, ob er etwa mehr ein Tatmensch, ein Gedanken- oder ein Gefühls- bzw. Beziehungsmensch ist (oder irgendeine Mischung davon), wird sich sein Leben, wenn nicht behindert, entwickeln.

Im Einzelnen stellt sich die Entwicklung *nach* der physiologischen Umstellung mit der Geburt, wie folgt, dar. Das Kind erwacht und wird ein erlebendes, ein bewusstseinsmäßiges Wesen, verbleibt aber noch ganz im konkreten Leibempfinden, in der aktuellen Umweltwahrnehmung und in der ersten sensomotorischen Selbstorientierung (präreflexives, weltversunkenes Bewusstsein, auftauchendes Kernselbst nach Stern 1992, S. 104 ff.; »sozialer Uterus« nach Portmann 1970, S. 195). In diesem Erleben spielen die leiblichen Bedürfnisse und der Bezug zur zentralen Bindungsperson die Hauptrolle. Abstraktionen vom Augenblick sind nicht möglich, alles ist konkrete Wahrnehmung im Hier und Jetzt, aber erfüllt vom Leibempfinden und von den Urgefühlen des Vertrauens, der Freude, des Ekels, des Schrecks, des Interesses und der Überraschung. Da die Sinnesorgane weiter entwickelt sind als die Motorik, muss sich das Kind erst allmählich in seinen Leib und seine motorischen Möglichkeiten hineinfinden. Man könnte sagen, das Kind ist auf dieser ersten Ebene ganz *Positivist und Sensualist*, aber durchaus auch schon ein emotional intensiv erlebendes Wesen. Piaget nennt diese Zeit die *sensomotorische Periode* und charakterisiert sie von der kognitiven Seite her, wie folgt:

»Die sensomotorische Periode dauert bis ungefähr zum Alter von anderthalb Jahren mit einer ersten Teilperiode der Zentrierung des Subjekts auf den eigenen Körper (ungefähr sieben bis neun Monate dauernd), gefolgt von einer zwei-

ten, in der die Pläne der praktischen Intelligenz objektiviert und den Bedingungen des Raums angepasst werden.« (1988, S. 41)

Die emotionale Seite, die Piaget kaum beachtet, entwickelt sich in den ersten Monaten sehr rasch und führt zur Ausbildung eines »emotionalen Gestaltkreises« zwischen Mutter und Kind, in dem beide lernen, sich emotional aufeinander abzustimmen (subjektives Selbst und affect attunement nach *D. Stern* 1992, S. 198–230). Dabei wirkt die Mutter als Herausforderung, Katalysator und Vorbild, sodass sich Mimik und Gestik in reicher und differenzierter Weise entwickeln, und nahezu alle basalen Gefühle in den ersten Lebensmonaten expressiv mitgeteilt und geteilt werden, also Gefühle wie Angst, Furcht, allerlei Wünsche, Hoffnung, Enttäuschung, Wut, Ärger, Trauer, Sehnsucht u. v. a. m. Schließlich wird alles Umgebende mit Gefühl belebt, sodass jedes Ding, jeder Vorgang lebt. Die Welt wird zur großen Anima, die in gewisser Weise die große Seele der Mutter widerspiegelt, die für das Kind ja alles ist, Quell und Horizont allen Seins. Gelingt die Beziehung zwischen den beiden, dann ist es eine Zeit tiefer Gefühle, eine Zeit von Glück, Innigkeit und Erfüllung, im Übrigen für beide. Das Kind wird zum *Animisten* und großen *Psychiker*, es lebt seine *natürliche, durch Konventionen noch nicht bestimmte Identität*.

Mit der zunehmenden Ausdifferenzierung der motorischen und kognitiven Fähigkeiten vermag das Kind gegen Ende des ersten Lebensjahres, den Anderen in seiner Andersheit und Eigenheit wahrzunehmen, versteht die Intentionalität indikatorischer Gesten, man nennt dies »Mentalisierung«, und erobert sich allmählich seine kleine Welt. Wenn es den aufrechten Gang erwirbt, die ersten Schritte in die Sprache hinein tut und einsichtig zu handeln beginnt, dann bricht in ihm die unmittelbare Erfahrung von Bewegungslust, Selbstwirksamkeit, Autonomie, Macht und Weltentdeckung auf. Das ist ein berauschender, magisch verzaubernder Zustand, in dem der Wille als das Vermögen, selbst zu bestimmen und zu wirken, erwacht und sich genießt. Das Kind wird zum *Magier und kleinen Tat- bzw. Machtmenschen*, der die Wirkung des verweigernden Neinsagens, des Widerstandes und des Sichdurchsetzens entdeckt (»Trotzphase«). So etwas wie ein erstes primitives Ehrgefühl stellt sich ein. Je sicherer die Motorik wird, desto größer wird der Lebens- und Wirkungskreis, damit aber auch die Erfahrung, dass es endlos viel Neues zu entdecken gibt und die Entdeckung mit Arbeit, Mühe und Kampf errungen werden muss.

Diese Dynamik, zusammen mit dem beginnenden Spracherwerb, ermöglicht es dem Kind, sich innerlich mehr und mehr von der unmittelbaren Wahrnehmung zu distanzieren und z. B. die nur hörbare Mutter im Nebenraum zu imaginieren. Mit etwa 18 Monaten erwacht die Fähigkeit der Phantasie, also der wahrnehmungsunabhängigen Vorstellungskraft, eine grundlegende Voraussetzung für die Entwicklung des Zeit-, Spiel- und später des Moralbewusstseins. Nach *Fonagy et al.* (2003) ist dies auch der Zeitpunkt, zu dem das Kind sich der psychischen Eigenwelt des Anderen bewusst wird (theory-of-mind). Nachdem erst die äußere physische Welt durch das Handeln zugänglich wurde, eröffnet sich jetzt eine schier unendliche Welt im Inneren, die keine Grenze kennt. Es beginnt die Lebensphase des Spiels. Seine Voraussetzung ist das Bilddenken, durch das das bisherige Gefühls- und Handlungsdenken umrissener, handhabbarer, anschaulicher und unabhängiger wird. Hier wird es dem Kind möglich, dem Anderen (und den Übergangsobjekten, z. B. Puppen) eine Innenwelt und ein Selbst zuzuschreiben. Das Kind erklimmt die *mythische bzw. bildhaft-symbolische Bewusstseinsstufe, es wird gleichsam zum Künstler*, seine Identität verinnerlicht sich.

Wenn sich das Kind mit etwa drei Jahren immer häufiger und länger vom häuslichen Nest entfernt und z. B. in den Kindergarten eintritt, dann reichen seine bisherigen seelisch-geistigen und körperlichen Möglichkeiten nicht mehr aus, die neuen Herausforderungen zu meistern. Die Konfrontation mit anderen Kindern, Familien, mit anderen Autoritätspersonen, mit Regeln und komplexeren sozialen Interaktionsformen verlangen ein höheres geistiges und sprachliches Abstraktionsniveau. Allgemeinbegriffe, Verhaltensschemata und Regelverständnis werden notwendig und müssen durch eine interne Operationalisierung entwickelt werden. *Piaget* spricht vom Stadium der konkreten Operationen, durch die das kindliche Denken im kognitiven Bereich gekennzeichnet ist.

»Die Periode der Vorstellungsintelligenz führt zu konkreten Operationen (Klassen, Relationen und Zahlen, die an Objekte gebunden sind) mit einer ersten präoperatorischen Teilperiode (ohne Reversibilität und Erhaltung, aber mit den Anfängen gerichteter Funktionen und qualitativer Identitäten), die im Alter von ungefähr anderthalb bis zwei Jahren mit der Bildung semiotischer Prozesse wie Sprache und inneren Bildern beginnt. Daran schließt sich (mit etwa sieben bis acht Jahren) eine zweite Teilperiode an, die gekennzeichnet ist durch

die Anfänge operatorischer Gruppierungen in ihren verschiedenen konkreten Formen und mit ihren verschiedenen Arten von Erhaltung.« (1988, S. 41)

Aber auch das emotionale Erleben, die praktische und die moralische Intelligenz verändern sich und müssen sich durch Assimilation und Akkomodation an die neuen, vor allem sozialen Herausforderungen anpassen. Innere Bedürfnisse und Strebungen und äußere Anforderungen stellen dabei Entwicklungsreize dar, denen sich das gesunde Kind nicht entziehen kann und auch nicht will, denn es gibt geradezu eine Art »Lust« zur Entwicklung, zur Bewältigung und Lösung neuer Probleme. Wie man sieht, gewinnt die Rolle des Intellekts eine zunehmend größere Rolle im Aufbau der Seelenstruktur des Kindes. Es kündigt sich der »Denker« in ihm an, der jetzt auch die bekannten großen Fragen stellt, ja alles hinterfragt. Dem Kind wird intuitiv die absolute Kontingenz des Seins bewusst, es merkt, dass alles fraglich und des Fragens würdig ist, dass ein letzter Grund nicht einfach gegeben ist, sondern errungen werden muss. Wie tief dies gehen kann, beweisen die berühmten »Gespräche Annas mit Gott« (Fynn 1974), die eine philosophische Tiefsinnigkeit erreichen, die in Staunen versetzt und auch bei Erwachsenen selten erreicht wird. Mancher Fünf-, Sechsjähriger offenbart hier wahre philosophische Neigungen und Fähigkeiten. Insgesamt beginnt das Kind, seine *soziale und durch Konventionen bestimmte, sittlich noch unautonome Identität* zu entwickeln. Die natürliche Person wird zu einer typisch menschlichen, weil sozial geformten Person.¹

Bevor das nächste Entwicklungsstadium beschrieben werden soll, möchte ich zurückblicken und nach den Faktoren fragen, die den jeweiligen Übergang zwischen den Entwicklungsstufen bewirken und gestalten. Zweifellos gibt es innere und äußere Entwicklungsanreize, die, gleichsam gestaffelt auftretend, die einzelnen Perioden einleiten und eng aufeinander abstimmen. So z.B. wenn nach der Geburt über die Nabelschnur kein Sauerstoff mehr geliefert wird und das Kreislaufsystem auf die Lungenatmung umgestellt werden muss; oder wenn das

¹ Fetz (1988b) hat das Verhältnis von Person und Identität bzw. die dreifache Stufenentwicklung der Identität des Menschen in seinem Aufsatz »Personbegriff und Identitätstheorie« tief dringend herausgearbeitet. Er unterscheidet dort die drei Stufen der natürlichen, der konventionalen und der autonomen Identität. Ich folge diesem Konzept.

Kind instinktiv die Brust der Mutter sucht und eine neue Nahrungsquelle entdeckt; oder wenn das erwachende »auftauchende Selbst« (Stern) von der Mutter auch als Person, als Subjekt geweckt und empfangen wird, und das Kind diesem Angebot entspricht. Immer haben wir es mit einer neuen Möglichkeit und einer neuen Herausforderung zu tun, die allein mit den Mitteln der zuletzt erreichten Entwicklungsstufe nicht zu bewältigen ist, aber doch aufgrund innerer andrängender Potentiale (physischer, seelischer und geistiger Art) und äußerer Erwartungen bewältigt werden muss. Das löst Spannung, Unruhe, Druck, ja eventuell Leiden, das Gefühl der Krise und die Angst vor dem Scheitern aus und stellt objektiv ein Problem dar. In der Regel wird die neue Entwicklungsstufe nicht »autistisch« erreicht, sondern gemeinsam, dialogisch und interaktiv mit der gegebenen Um- und Mitwelt. Der aufrechte Gang, die Sprache, die Imagination, das Spiel, die geschlechtliche Identität und das operationale Denken müssen zwar stets vom Individuum erkämpft und erlernt werden, aber immer angehalten, unterstützt und gefördert durch seine Mitwelt, anders gelingt es zumeist nicht. Im Allgemeinen ist die frühere Entwicklungsstufe die notwendige Voraussetzung für die folgende, das betont auch Piaget, und konzipieren alle anderen Entwicklungspsychologen und Entwicklungsphilosophen in ähnlicher Weise, etwa Hegel, Freud, Kohlberg, Gebser, Neumann.

»Wenn wir jetzt diese Abfolge betrachten, lässt sich unschwer erkennen, dass jede dieser Perioden oder Teilperioden für die Konstruktion der jeweils nachfolgenden notwendig ist ... Warum treten Sprache und semiotische Funktion erst am Ende einer langen sensomotorischen Periode auf ... ? ... Erstens muss es einen allgemeinen Nachahmungskontext geben, der interpersonalen Austausch zulässt, und zweitens müssen die verschiedenen Strukturmerkmale vorhanden sein, welche die Basiseinheit von N. Chomskys Transformationsgrammatik konstituieren. Die Erfüllung der ersten Bedingung bedeutet, dass neben den motorischen Nachahmungstechniken (und das ist keinesfalls eine leichte Aufgabe) die objektbezogene, raumzeitliche und kausale Dezentrierung der zweiten sensomotorischen Teilperiode gemeistert werden muss. Hinsichtlich der zweiten Voraussetzung hat unsere Mitarbeiterin Hermine Sinclair, die sich auf Psycholinguistik spezialisiert hat, gezeigt, dass Chomskys Transformationsstrukturen durch die vorangehende Ausformung der sensomotorischen Pläne vorbereitet werden und dass ihr Ursprung weder in einem neurophysiologischen Programm liegt (wie Chomsky annimmt) noch in einem konditionierenden »Lernprozess« operanter oder anderer Art.« (Piaget 1988, S. 41–42)

»Notwendig« bedeutet hier natürlich nicht, dass die spätere Periode notwendig aus der früheren hervorginge, sondern nur, dass die spätere durch die frühere bedingt ist und jene ohne diese so, wie sie sich ausgestaltet, nicht möglich wäre. Auch bedeutet dieser enge Zusammenhang der Perioden nicht, dass die frühere immer vollständig in die nächste »höhere« mit übernommen würde (was als Idee etwa der hegelschen Entwicklungslogik und Dialektik zugrunde liegt). So gehen z. B. viele Reflexe bzw. Instinkthandlungen, mit denen der Mensch geboren wird, schon im ersten Lebensjahr verloren; sie werden regelrecht unterdrückt oder ausgelöscht. Die Erfahrung lehrt, dass fast immer ein Potential beim Übergang von einer Periode zur nächsten verloren geht, nicht selten sehr Wertvolles. So erleidet z. B. die freie naive Phantasie des Kindes durch die zunehmende Intellektualisierung und Dezentrierung seines Denkens in Kindergarten und Schule einen Verlust an Spontaneität, Lebendigkeit und Weite; der kindliche Animismus der Welt, der die so wunderbare Intimität zwischen Mensch und Welt ermöglicht, löst sich auf und muss das auch tun, wenn der Mensch geistig nicht stehen und in seinem Egozentrismus nicht gefangen bleiben will. Doch heißt dies nicht, dass dieser »Fortschritt« notwendig erfolgt (denn er kann ja ausbleiben wie in vielen nativen Völkern) und dass es sich in jeder Hinsicht um einen Fort-Schritt, um eine Vervollkommnung handeln würde. Entscheidend ist etwas anderes, nämlich dass dieses Weiterschreiten die Antwort auf eine neue Herausforderung ist, die bewältigt werden muss, und das ist etwa in der modernen abendländischen Kultur ein solches Maß an zwischenmenschlicher, kommunikativer und technischer Komplexität, dass sie ohne den weiteren Ausbau intellektueller Fähigkeiten nicht zu meistern ist. Ähnlich stehen wir heute mit den neuen Kommunikationsmöglichkeiten und Medien vor der Herausforderung, Informationen zu sichten, zu bündeln, nach bestimmten höheren intellektuellen und ethischen Zwecken auszuwählen, wenn wir nicht in der Flut der Angebote ertrinken wollen.

Jeder Periodenübergang stellt also eine Grenzerfahrung und eine Herausforderung dar, aber nicht nur das. Er aktiviert erstens bisher schlummernde Potentiale, und er eröffnet mit der neuen Stufe völlig neue Seinsmöglichkeiten und Welthorizonte. Darum genügt kein nur im Rahmen der Homöostasetheorie angesiedeltes äquilibristisches Entwicklungsmodell, wie wir es bei Freud und Piaget vorfinden, ein Modell, das von dem Grundsatz ausgeht, dass immer nur ein äußerlich gestörtes Gleichgewicht durch adaptive Prozesse wiederhergestellt

wird. Vielmehr ist der Mensch, wie die neuere humanistische Psychologie mit ihren Begriffen der »Ganzheit«, des »offenen Systems«, der »Tendenz zu höherer Komplexität« und der »schöpferischen Expansion« betont (vgl. C. Bühler 1933, 1967; C. Bühler/M. Allen, 1974, Kap. 3, S. 29–58) und wie dies so eindrücklich *Augustinus* bezeugte und *Wust* (1928) herausarbeitete, bereits *an sich* ein instabiles System mit einer inneren Unruhe, die unentwegt neue, wachstumsfordernde Impulse auf den Weg bringt, das System Organismus von innen heraus ins Ungleichgewicht setzt und genau durch jene Potenz, die für die Instabilität verantwortlich ist, auch wieder, wenn zur Fertigkeit geworden, stabilisiert werden kann und soll.

Nachdem in den ersten Phasen die motorische Leibbeherrschung, die emotionale Beziehungsfähigkeit und Kommunikation, das Willens- und Tatwirken, das Phantasieleben und das Spielverhalten entwickelt wurden, schiebt sich vor allem auf dem Rücken der Sprachentwicklung ab dem dritten Lebensjahr immer mehr die Ausdifferenzierung der kognitiv-intellektuellen Fähigkeiten, die eine enorme dezentrierend-objektivierende Macht besitzen, in den Vordergrund. Nach der Entwicklung der Fähigkeit zu konkreten geistigen Operationen schält sich eine neue Fähigkeit heraus. *Piaget* schreibt:

»Schließlich gibt es die Periode aussagenlogischer oder formaler Operationen. Auch sie beginnt mit einer Teilperiode, in der sich die Operationen ordnen (11 bis 13 Jahre), und ihr folgt eine andere Teilperiode, die die Ausformung der allgemeinen Kombinatorik ... mit den beiden Formen der Reversibilität bringt.« (*Piaget* 1988, S. 41)

Auch wenn man heute die zeitliche Zuordnung der Perioden eher früher als *Piaget* ansetzt, bleibt doch die grundsätzliche Tatsache erhalten, dass sich der Intellekt vom Diktat des Willens, der Phantasie und des Gefühls (»Lust/Unlust«) zunehmend frei macht und selbständig wird und dadurch einen umfassenden Abstraktionsprozess einleitet, der, so etwa in der modernen Physik, Mathematik und Statistik, in ein vollständig unanschauliches, rein formales Denken mündet, in dem, wie *Piaget* sagt, Operationen auf Operationen angewandt werden. Dieser intellektuellen Stufe entspricht die zunehmende Ausbildung der *autonomen Identität* der Person, die nicht mehr fraglos den sozialen Konventionen folgt, sondern diese kritisch hinterfragt und sich im Sinne Kants nach »selbst gesetzten« und vernunftgemäßen Denk- und Handlungsnormen zu verhalten sucht (vgl. *Fetz* 1988b, S. 83 ff.).

Bei diesem Entwicklungsprozess handelt es sich nun aber keineswegs um eine Einbahnstraße, das beweist die Periode der Pubertät, in der sich der Leib mit neuen Triebkräften zurückmeldet und in der die emotionalen gegenüber den intellektuellen Fähigkeiten eine Aufwertung erfahren. Das Geistig-Abstrakte tritt zurück, Phantasie und Gefühl dominieren wieder das Leben, jetzt allerdings ganz anders als im Kleinkindalter, mit einer ganz anderen Tiefe und Bedeutung. Das Ich erwacht nicht nur zu sich selbst, sondern zu seiner Abgründigkeit, seiner »Unfestgestelltheit«, seiner Orientierungslosigkeit, seiner Selbstverantwortung, seiner Sehnsucht nach Ergänzung und nach einem absoluten Daseinssinn. Auch will es sich aus der Primärfamilie lösen und ein gleichwertiges Glied der öffentlichen Gesellschaft werden. Hier meldet sich eine Dimension an Entwicklungsmöglichkeit, die *Gebser* (1992, S. 165–172) die integrale Stufe nennt, auf der alle bisher erreichten Stufen vereinigt, die rein rational-mentale, bloß formale bzw. diskursiv-logische Stufe überstiegen und das Leben in seinem Grundsinne unmittelbar-mittelbar »diaphan«, d. h. in direkter Schau, durchsichtig wird. Wie in einer Art Spirale kann die gesamte Entwicklungsstruktur vom archaischen über das magische, mythische, mentale und integrale Bewusstsein wieder neu durchlaufen werden, natürlich mit allen Gefahren und Umwegen, Rückfällen, Stagnationen, Abbrüchen und Abstürzen.

Damit berühren wir die Frage, wie die individuelle und die kollektive Entwicklung des Menschen bzw. seines Bewusstseins zusammenhängen. Die Idee, dass sich die individuelle und die kollektive Genese des Bewusstseins parallelisieren lassen, ist uralt und drängt sich immer wieder auf. Sie wird aber oft überstrapaziert und unkritisch angewendet, denn die Einheit des individuellen Bewusstseins ist nicht nur weitaus geschlossener als die Einheit eines Kollektivs, gar der Menschheit, sondern gehorcht auch wenigstens teilweise ganz anderen Gesetzmäßigkeiten. So lassen sich heute in der aktuellen Menschheit durchaus alle jemals bekannten Bewusstseinsniveaus und –gestalten nebeneinander feststellen, was so im Individuum nicht möglich ist. Trotzdem darf wohl von einer gewissen Analogie gesprochen werden, die zumindest einige Plausibilität für sich hat. *Gebser* (1992) hat am überzeugendsten diesen Weg beschritten und unterscheidet eine archaische, dann magische, dann mythische, dann mentale und dann integrale Bewusstseinsstufe. Am Anfang steht der Mensch noch ganz nah am Tier; Ich und Welt sind nicht getrennt, das Bewusstsein ist ganz und gar

sinnlich, pragmatisch und naturalistisch ausgerichtet. Die Dinge der Welt sind auf die Bedürfnisse hingeordnet und besitzen keine über sie hinausgehende Bedeutung. Das ändert sich auf der magischen Stufe, auf der alles durchseelt wird und eine numinos-grenzenlose Bedeutung erhält. Der Geist ist hier ganz Gefühl, Freude, Angst, Schrecken, Trauer, Staunen, Zorn. Auf der mythischen Stufe wird diese Gefühlsbedeutung bildhaft gestaltet, begrenzt und verarbeitet. Die Mythologien dienen dazu, die Welt zu erklären, ihren Ursprung zu deuten, die Phänomene der Welt als geistige Geschehnisse zu verstehen, die Geburt, den Tod, die Krankheit, die Schuld, den Kampf, das Scheitern, den Irrtum in sinnvolle Zusammenhänge zu bringen. Der Mensch orientiert sich mit diesen Erzählungen, Epen, Geschichten; er verankert sich in eine Tradition und gehört einer bestimmten Gemeinschaft an, die sich mythologisch von einem göttlichen Urahn ableitet. Alle Kunst hat hier ihren Ursprung und ihre unversiegbare Quelle. Die mentale Periode kritisiert dieses Bilddenken und entwertet es fundamental (vgl. Xenophanes). Das logisch begründende, diskursiv-dialektische Denken setzt ein und verlangt zwingende Beweise und Ableitungen. Wissenschaft und Philosophie entstehen; es werden Hypothesen, Theorien, Systeme gebildet, die sich nicht mehr auf Bild und Anschauung, sondern auf objektive Erfahrung und den reinen Begriff stützen. Das integrale Denken schließlich findet wieder, aber auf höherer Ebene, zum anschaulichen Denken zurück und sucht alle vorigen Stufen in ihrer Eigenart zu würdigen und zu integrieren. Das Absolute erscheint nun nicht im Bild, auch nicht im bloßen Gefühl oder im bloßen Begriff, sondern wird in allem Sein sozusagen fühlend erschaut.

Es kann nicht geleugnet werden, dass diese kurze Beschreibung der Genese des kollektiven Bewusstseins viele Ähnlichkeiten mit der Entwicklung des Individuums aufweist. Auch dieses beginnt ganz positivistisch-sensualistisch und durchschreitet die Phasen des Gefühls-, Bild- und Begriffsdenkens. Schon im pubertären Menschen findet oft eine Integration all dieser Bewusstseinsstufen und -dimensionen statt, sodass von einer ersten, sicher noch unreifen Form des integralen Bewusstseins gesprochen werden darf. Interessant ist, dass auch bei Gebser jeder Übergang mit einer Krise einhergeht: Die Möglichkeiten der bisherigen Stufe reichen nicht aus, die neuen, innerlich und äußerlich andrängenden Herausforderungen zu meistern, und fordern den Aufstieg auf eine neue, differenziertere Stufe. Die Grenzerfahrung, das Nichtkönnen, die Ohnmacht, das Ringen und Kämpfen, die Angst zu

scheitern, das Leiden der Zerrissenheit und die Not gehören genauso unumgänglich zu diesem Modell der kollektiven Bewusstseinsentwicklung wie zum Modell der individuellen Entwicklung. Hierin liegt vielleicht die wichtigste Analogie, die für unsere Theorie des Leidens auch den größten Ertrag verspricht. Denn in der Tat ist das Erreichen einer neuen Bewusstseinsstufe keine Selbstverständlichkeit, sondern verlangt den totalen existenziellen Einsatz der Person bzw. des Kollektivs. Wenn die Menschheit heute nicht begreift, dass sie ein integrales Verhältnis sowohl zur Natur und ihren Ressourcen finden als auch zwischen den Nationen und Völkern im Sinne einer gerechten Ressourcenverteilung herstellen muss, dann wird sie, fixiert auf ihre rationalistisch-mentale Bewusstseinsstufe, erbarmungslos scheitern und untergehen. Leiden und Not werden hier also geradezu zu Alarmsignalen und Wegweisern für eine Meisterung der Probleme und die Weiterentwicklung des nie ausschöpfbaren Bewusstseinspotentials des Menschen.

Auf diesem Hintergrund ist es nicht mehr schwer, eine allgemeine Genese des Leidens zu konzipieren. Sie folgt im Wesentlichen den aufgezeigten Entwicklungsstufen mit ihren entsprechenden Möglichkeiten, Grenzen, Herausforderungen, Gefährdungen und Nöten. Das *archaische Leid* würde den Schmerz bedeuten, die fraglose Geborgenheit in Natur, Leib und Sinnlichkeit verlassen zu müssen, aus der Einheit des undifferenzierten Lebens herauszufallen und die Welt der Differenzen (des Fremden im eigenen Leib, im Anderen usw.) zu bestehen. Das *magische Leid* bedeutete den Schmerz, einerseits die überwältigende Fülle und Größe des Numinosen zu überstehen, andererseits zunehmend die Realität des Seelenlosen, Unverständlichen, Kalten, Grausamen, Sinnlosen, Kontingenten anzuerkennen. Im *mythischen Leid* wird der Schmerz dann schon bildhaft gestaltet und bewältigt. Alle Mythen haben Geburten, Kämpfe, Tragödien zum Thema. Ihre Grenze erfährt diese Weltsicht, wenn sie sich ihrer Begrenztheit und Zufälligkeit bewusst wird und z. B. mit den Mythen anderer Völker konfrontiert wird, die den bisherigen Glauben erschüttern, ja (wie im Denken des Xenophanes) lächerlich erscheinen lassen. Kritischen Fragen hält das mythische Weltbild dann nicht mehr stand, und vor der Erklärung der Gesetzmäßigkeiten des Naturgeschehens versagt es vollends. Hier erweist sich jetzt der wissenschaftliche Verstand als überlegen, was ihm einen ungeahnten Aufschwung beschert, so vor allem in der abendländischen Neuzeit. Er will nun alles erklären, alles be-

rechnen und beherrschen, und es gelingt ihm auch in faszinierender Weise. Damit aber beginnt schon seine Selbstkorruption, das *mentale Leid*. Denn indem er alles zu beherrschen strebt, hebt ein gewaltiges Zerstörungswerk an, das dem mentalen Bewusstsein als der instrumentellen Vernunft zu entgleiten droht. Das liegt letztlich daran, dass das Wesenhafte der Dinge, des Lebens, der Welt sich gerade dem instrumentellen Zugriff entzieht bzw., wo dieser doch zugreift, nur Scherben zurückbleiben. Dem Pathischen ist das Wesen der Welt letztlich zugänglicher als dem Pragmatischen. Nur einer prinzipiellen Offenheit, die zulässt und abwartet, die bereitet und hütet, kann sich das Lebendige des Seins zeigen. Das ist zweifellos die berechtigte Botschaft des Heideggerschen Spätwerkes, so unbestimmt auch sonst seine Seinslehre sein mag. Welches Leid hier droht, ist nicht fraglich – es ist der Seinstod, der innerste Lebenstod, die Abtrennung von allen tiefen Seinsquellen, die große Seinsentfremdung. Das spüren heute Viele, das ahnt die Menschheit als ganze. Hier wird das Leid zum radikalsten Hinweis auf das, was Not tut: die *integrale Einbettung* des Daseins in das Ursein, die Anbindung des Menschen an die letzten Seins-, Sinn- und Wertquellen. Dieses Leid steht als Stellvertreter da, wo das Göttliche wieder und dennoch völlig neu und anders stehen sollte, aber noch nicht steht.

Im Kontext dieser Arbeit ist es unmöglich, die gesamte Problematik der Genese des Leidens zu entfalten. Jede einzelne Entwicklungsphase des Menschen mit ihrem jeweiligen kritischen Übergang in die nächste Phase bedürfte einer ausführlichen Diskussion, die sicherlich den Umfang einer Monografie annehmen würde. Hier wird weitere Forschungsarbeit zu leisten sein. Bei manchen Autoren ist dazu schon vieles zu finden, so bei Gebser, was die allgemeine Bewusstseinsentwicklung betrifft, so bei den modernen Entwicklungspsychologen, was die Ontogenese des einzelnen Individuums angeht. Für unseren Zusammenhang genügt die zentrale Einsicht, dass das Leiden nicht nur einen überzeitlichen Kern besitzt, nicht nur über eine präzise angebbare zeitliche Grundstruktur verfügt, sondern, eng gebunden an die allgemeine psychophysische Entwicklung des Menschen, im größeren Lebensganzen auch Phasen, Stadien, Stufen zeigt, die zwar weit variabler, aber doch nicht völlig beliebig in ihrer Abfolge und inneren Thematik sind.

8. Das Problem von Genese und Dialektik

Es war wohl die Hegelsche Philosophie, die einen grundlegend neuen Aspekt in die Betrachtung des Werdens, der Zeitlichkeit und des Veränderlichen einbrachte: die Dialektik. Ihr zugrunde liegt der Gedanke der »geordneten Unordnung«, also die Idee, dass das Werden bei all seiner Vielfalt, Unberechenbarkeit und Instabilität doch einer inneren, nach Hegel sogar strengen, ja notwendigen Gesetzmäßigkeit gehorche, die zum einen eine stete Zunahme von Differenzierung, Komplexität und Integrität, von Geist und Selbstbewusstheit, also eine Höherentwicklung der Daseinsgestalten bewirkt und zum anderen aufgrund der angeblichen Notwendigkeit des dialektischen Prozesses eine Vorhersagbarkeit ermöglicht. Zudem impliziert Hegels Auffassung ein definitives Ziel und damit Ende, d. h. einen höchstmöglich erreichbaren Zustand des gesamten Weltgeschehens, eine ontologische Eschatologie. Dabei spielt sich das Ganze vollkommen immanent ab, die Welt beginnt bei einem Absolutum, aber völlig unbestimmt, und endet nach einem Durchgang durch viele endliche Stufen in einem Absolutum, nun aber total durch- und selbstbestimmt. Die Welt und ihr Geist, der »Weltgeist«, kommen im Menschen zu sich selbst und zu ihrem Ende.

Nun spielen im Prozessgeschehen der hegelschen Dialektik Negativität und Negation eine zentrale Rolle. Um das Problematische gleich anzusprechen: Hegel behandelt das Negativum als ein verborgenes, als ein latentes Positivum, als einen Mangel, der zugleich ein Potential in sich birgt, das allem bisherigen Positivum nicht nur konträr, sondern kontradiktorisch entgegensteht. Und das ist der wunde Punkt: Der Mangel selbst widerspricht, ist aktiv als Verneinung, und eben dadurch begrenzt er alles bisherige Positive und treibt es über sich hinaus. Dadurch entsteht die spezifisch dreischrittige Figur der hegelschen Dialektik: Einem Positivum (These) setzt sich ein Negativum (die Antithese) entgegen, aus deren beider Kollision die Synthese als deren höhere Vereinigung entspringt. Im Gefolge dieser Kollision stellt sich eine »Aufhebung« im dreifachen Sinne ein: Erstens verschwinden die Gegensätze; zweitens werden sie auf eine höhere Stufe gehoben; und drittens werden sie dort erhalten, bewahrt. Diesen Prozess sieht Hegel gleichermaßen sowohl im historischen Weltgeschehen als auch in der Entwicklung des Denkens, ja in der Logik ablaufen. Die subjektive Logik ist dabei die Fortführung der Ontologie und liegt dieser als objektive Logik zugrunde. Dabei steuert der Dreischritt mit innerer Unerbitt-

lichkeit das Weltgeschehen. Freiheit besteht nur in der Einsicht in die Notwendigkeit und in ihrer Befolgung. Marx hat diese Metaphysik dann auf die Gesellschaft und die ökonomischen Prozesse angewandt. Was ist zu dieser Konzeption zu sagen? Trifft sie wirklich auf das Werden und insbesondere die Entwicklungsprozesse in der Natur, in der Geschichte und im Denken zu? Ja und nein. Nur mit erheblichen Modifikationen und Ergänzungen kann diese Form der »Dialektik« aufrechterhalten werden.

Die bedenklichste und schillerndste Rolle spielt der Mangel, die Negativität, und er tut dies, weil er immer wieder in das Kleid eines Positivums schlüpft. So sagt *Hegel* (1986, S. 82–83) am Anfang seiner »Wissenschaft der Logik«, Sein und Nichts seien identisch, weil sowohl das Sein als auch das Nichts jeweils mit sich selbst gleich seien. Er sagt dort auch, dass sowohl das Sein als auch das Nichts völlig unbestimmt bzw. nur als Sichgleichheit bestimmt seien. Dabei verkennt er, dass die Sichgleichheit (Identität, Selbstzusammenhang) erstens keine reine Unbestimmtheit ist, sondern eine allerdings einfachste Seinsurbestimmung und zweitens keineswegs ein nichts, reine Negativität ist, sondern grundpositiv. Das Nichts wiederum, wenn es wirklich die Ausgrenzung jeglicher positiven Bestimmung meint, kann daher auch nicht sich gleich, nicht mit sich identisch und dann natürlich auch nicht mit dem Sein identisch sein. Da das Nichts bei Hegel im Aufbau seiner Logik und Ontologie aber weiterhin eine »halbpositive« Rolle spielt, kommt es zu einer wahren Begriffszauberei, die alles möglich macht. So zaubert er schon aus der »Dialektik« von Sein und Nichts das Werden heraus. In Wahrheit ist eine echte Dialektik aber nur zwischen *zwei positiven, allerdings positiv begrenzten Gegensätzen* möglich, niemals zwischen einem (begrenzten) Positivum und einem Negativum. Aus der Vereinigung von Mann und Frau kann ein Kind hervorgehen; aus der Vereinigung eines Mannes mit einem Nicht-Mann nicht. Denn der Nicht-Mann könnte ein Vogel, ein Hund, ein Stein, ja gar nichts sein. Analog können sich die Gegensätze Rot und Grün zu Weiß vereinigen, aber nicht Rot und Schwarz zu einer neuen Farbe, da das Schwarz nur das Fehlen des Lichtes, der Farben angibt. Es ist darum ein folgenschwerer Fehler, wenn ein Negativum (Nicht-Mann) als Positivum gesetzt wird, wie es ein Fehler ist, ein Positivum (Frau) als Negativum (Nicht-Mann) zu setzen. Letzteres war lange genug der Fall: Die Frau wurde als Defizitgestalt des Mannes definiert, ähnlich übrigens das Kind als Defizitgestalt des Erwachsenen, das Tier

als Defizitgestalt des Menschen, der Mensch, z. B. in der Gnosis, nur als Abfall von Gott.

Betrachten wir die Realität, dann stoßen wir auf vielfältige Formen der Dialektik. An erster Stelle muss die *positiv antagonistische oder positiv polare Dialektik* genannt werden, die durch einen positiven Gegensatz charakterisiert ist, bei dem sich zwei Wirklichkeiten konträr, gegensätzlich – und eben nicht kontradiktorisch, nicht selbstwidersprüchlich! – gegenüber stehen. Dabei gilt, dass diese zwei Wirklichkeiten in einer Hinsicht identisch, in anderer Hinsicht verschieden sind, und dass ihre jeweiligen Verschiedenheiten nicht auf das Wesen des Gegensatzpartners zurückgeführt werden können. Zwei Beispiele: Mann und Frau sind Menschen, in dieser Hinsicht sind sie identisch; in Hinsicht von Männlichkeit und Weiblichkeit besitzen sie Eigenschaften, die grundsätzlich verschieden sind und nicht aufeinander zurückgeführt werden können. Analog verhält es sich z. B. mit dem Gegensatz Bürgertum-Proletariat: Bei beiden handelt es sich um gesellschaftliche Mächte, darin sind sie identisch, aber in Hinsicht ihrer politischen Rechtsstellung, wirtschaftlichen Einflussmöglichkeiten etc. sind sie verschieden. Oft, aber keineswegs immer ergänzen sich die Verschiedenheiten des Gegensatzpaares und schaffen dann eine umfassendere polare Wirklichkeit, so z. B. Mann und Frau in der Ehe. Wird diese umfassende Wirklichkeit produktiv, kann es zu einer neuartigen Synthese kommen, z. B. zur Zeugung eines Kindes. Das ist aber nicht notwendig der Fall, und oft genug ist es sogar unmöglich. Die *antagonistisch-schöpferische Gegensatzdynamik* ist die klassische und vollständigste Form der Dialektik; sie schwebte z. B. Goethe, aber auch Hegel und Marx vor.

Vom positiven Gegensatz ist der negative Gegensatz, der nur eine *partielle oder einseitig-negative Dialektik* konstituiert, zu unterscheiden. Hier steht einem Positivum kein anderes Positivum, sondern ein Negativum »gegenüber«. Beispiel: Ein Mensch soll einen Fluss durchqueren, kann aber nicht schwimmen. Manches kann dieser Mensch, aber schwimmen kann er nicht; wir haben es also mit dem Gegensatz Können-Nichtkönnen zu tun. »Dialektisch« kann dieser Gegensatz nur im uneigentlichen Sinne werden, nämlich als Anreiz für die positive Seite, das Negativum zu überwinden, indem jene positive Fähigkeit bzw. ein Äquivalent derselben erworben wird, die das Negativum aufhebt. Wenn jener schwimmunfähige Mensch seine Intelligenz einsetzt, ein Floß baut und den Fluss erfolgreich überquert, dann hat das Zu-

sammenspiel von Können und Nichtkönnen, von Intelligenz und Schwimmfähigkeit (aber Überquerungsherausforderung!) eine Art Dialektik hervorgebracht. Dabei darf nicht übersehen werden, dass das Negativum selbst gar nichts vermag, sondern nur insofern »aktiv« wird, als dahinter eine existenzielle Forderung steht (nämlich den Fluss zu überqueren), die letztlich das Positivum (über die Situation) an sich selbst richtet! Hegel irrt darum, wenn er meint, das Negative selbst sei wirkmächtig.

Eine dritte Form der Dialektik bilden Gegensatzpaare, die zwar positiv sind, aber einander nicht polar und gleichhoch gegenüber stehen, nennen wir sie die *positiv nicht-polare Dialektik*. Die dynamischen Verhältnisse von Lehrer und Schüler, Mutter und Kind, Herr und Knecht, Mensch und Haustier sind von dieser Art. Das Dritte, die »Synthese«, ist hier oft nur eine bestimmte Art von Gemeinschaft und Interaktion, es kann aber durchaus auch etwas Neues zustande kommen, z. B. wenn Meister und Schüler eine Akademie ins Leben rufen, Mensch und Tier eine neue Wirtschaftsform begründen.

Von allen bisherigen Dialektiken ist die »Dialektik« des *kontradiktorischen Widerspruchs* im Wesen überhaupt keine Dialektik. Denn es kann dieser Widerspruch niemals einen realen positiven oder negativen Gegensatz konstituieren, sondern nur im Felde des Denkens bestehen. Der Aussage: »Der Mensch ist ein Lebewesen und er ist kein Lebewesen.« lässt sich kein Inhalt zuordnen,² schon gar nicht im dialektischen Sinne. Aus einer Kontradiktion kann sich darum niemals etwas entwickeln. Und wo sich etwas dialektisch entwickelt, da handelt es sich niemals um eine Kontradiktion, sondern um einen positiven, polar-dynamischen oder unpolaren Gegensatz.

Innerhalb dieser Grundformen der Dialektik beobachten wir nun interessante Unterformen. Jene Form, die Hegel konzipierte, ist zwar zweifellos die vollkommenste, aber auch die seltenste. Da, wo sie Hegel sah, im Geschichtsverlauf und im Denken, kommt sie so gut wie gar nicht vor. Meist bleiben die Gegensätze nämlich bestehen, und ihre gemeinsame Wirkung, die Synthese, ist nur unvollständig, oft fragil oder führt nicht selten sogar in eine Verarmung. Wenn sich Mann

² Genau betrachtet ist der kontradiktorische Gegensatz also nicht einmal im Denken möglich, wenn wir Denken hier inhaltlich verstehen, sondern nur als das disparate, bloß »formale« Nebeneinander von Sätzen, denen überhaupt kein echter Denkinhalt mehr zugeordnet werden kann!

und Frau fortpflanzen, werden sie nicht im Kind aufgehoben; wenn sich Bürgertum und Proletariat arrangieren, dann kann das – wie im Fall des Kapitalismus – auf Kosten anderer, z. B. der Kolonialvölker und der ausgebeuteten Natur gehen. Die hegelsche Vollform der Dialektik finden wir interessanterweise eher in der physikalisch-chemischen, teilweise auch in der biologischen Welt. Blaues und grünes Licht z. B., ineinander projiziert, ergibt weißes Licht, und zwar ohne dass vom blauen und grünen Licht irgendein sichtbarer Rest übrig bleibt. Sie sind verschwunden, aber doch bewahrt, was dadurch bewiesen wird, dass die beiden Farbqualitäten wieder auftreten, wenn die Lichtbündel getrennt werden. Analog verhält es sich bei vielen chemischen Reaktionen: Natrium und Chlor treten zu NaCl, zu Kochsalz, zusammen mit dem Auftreten von völlig neuen Eigenschaften, die an den Ausgangsstoffen nicht vorkommen. Auch bei der Synthese einer Eizelle mit einer Spermienzelle kommt es zu einer vollständigen Synthese, doch ist sie nicht mehr so »rein« wie in den beiden erstgenannten Fällen, sondern schon wesentlich ungleichgewichtig aufgrund des Vorranges der Eizelle (deren Plasma mit in die Befruchtung eingeht, während das Plasma der Spermienzelle keine Rolle spielt). Überhaupt kann der Grundsatz aufgestellt werden, dass die dialektisch-polare Synthese umso unvollständiger ist und sich umso fragiler und schwieriger gestaltet, je komplexer die Ausgangssubstanzen sind. Manche Synthesen sind darum gar nicht möglich. Zwei ausgewachsene Organismen, zwei polar entgegen gesetzte Weltanschauungen, zwei Kulturen, zwei Religionen lassen sich nicht synthetisieren, jedenfalls nicht ohne erhebliche Abstriche und Verbiegungen.

Hegels Dialektik stellt demnach eher eine Ausnahme dar, die unvollständigen Dialektiken eher die Regel. Das offenbart aber Weiteres, nämlich, dass die Dialektik

- erstens nicht notwendig erfolgt, höchstens folgerichtig;
- zweitens nicht immer zu Höherem, Besserem, Komplexerem führt, sondern auch zu Stagnation, Verkrüppelung und Verfall führen kann;
- drittens nicht immer und notwendig aus einem echt polaren Gegensatz hervorgeht;
- viertens unvorhersehbar ist und oft emergente Eigenschaften generiert;
- und fünftens gar nicht die einzige Seinsweise des Werdens darstellt, sondern eine neben vielen anderen, die oft weitaus bedeutungsvoller sind.

So wird manches Werden z. B. einfach durch Aneinanderreihung von Gleichem gebildet, dann nennen wir es *Wiederholung*, denken wir etwa an den Aufbau der Fadenpilze. Ein anderer Werdeprozess entsteht durch *Ineinanderbau von Verschiedenem*, so im Falle höherer Organismen. Wieder ein anderes Werden durch *Abbau und Umbau*; und wieder ein anderes durch die rein zeitliche Abfolge von Ereignissen, wie im Falle von Radiowellensignalen oder von Sprachlauten, die kein räumliches Verhältnis untereinander aufbauen (*einfache Sukzession*). Viele Dialektiken gehen schließlich aus unpolaren Gegensätzen hervor, Gegensätze, die nicht durch eine gleich hohe polare Nebenordnung, sondern z. B. durch eine unpolare Unterordnung bestimmt sind. Letzteres liegt, wie gesehen, im Falle des Lehrer-Schüler- und des Mutter-Kind-Verhältnisses vor. Die Dialektik wiederum zwischen sehr komplexen Realitäten, z. B. zwischen Wissenschaft und Religion, zwischen Kirche und Staat oder zwischen König und Fürsten, Volk und König ist von polaren und unpolaren Gegensätzen, aber auch von Übereinstimmungen und gemeinsamen Interessen gekennzeichnet und erzeugt ein sehr komplex-wandlungsreiches, oft revolutionär-umschlagendes Werdensbild. Von *einer* Dialektik kann also nicht die Rede sein, das gilt sowohl für die individuelle als auch für die kollektive Entwicklung des Menschen, die manchmal vollständig dialektische Züge aufweist, meist aber unvollständig ist und außerdem von nichtdialektischen Werdensordnungen wie der einfachen Sukzession, dem Auf-, Ab- und Umbau, der Wiederholung und der Gewohnheitsbildung bestimmt ist.

Das Denken im Sinne des Erkenntnisprozesses schließlich ist im Kern überhaupt nicht dialektisch-synthetisch, sondern wesentlich analytisch. Denn es schreitet von einem gegebenen Bedingten zu dessen gegebenen oder nicht gegebenen, aber zu erschließenden Bedingungen und Seinsvoraussetzungen zurück, während jede Dialektik immer nach vorne schreitet, eben werdend, schaffend, bildend, synthetisch ist. Nur indirekt kommt auch im Felde der Theorie die Dialektik vor, dann nämlich, wenn sich bestimmte Hypothesen und Theorien gegensätzlich gegenüberstehen. Hierbei handelt es sich jedoch um keine Erkenntnis, vielmehr gilt es erst zu prüfen, welche Theorie dem zu erkennenden Sachverhalt am nächsten kommt. Das aber kann wieder nur durch eine Analyse der Theorie am Sachverhalt entlang geleistet und geklärt werden und nicht etwa dadurch, dass man die antagonistischen Theorien ineinander schiebt, vermischt oder willkürlich kompatibel macht. Die Übertragung der Dialektik aus dem Realleben, vor allem aus der Ge-

schichte, wo sie sehr bedeutsam ist, in die Erkenntnistheorie und Logik war der zweite große Fehler Hegels, der dem wissenschaftlichen Ruf der Philosophie sehr schadete.

Dass im Felde des Leidens die Dialektik eine berechtigte und große Rolle spielt, erhellt schon daraus, dass viele Leiden durch die Kollision positiver und negativer Gegensätze bedingt sind, ja das Leiden selbst, d. h. in seiner inneren Struktur, einen mindestens negativen Gegensatz aufweist: Ich kann nicht, was ich will oder soll; ich soll etwas, was ich nicht will oder kann; ich muss etwas erfahren, erleben, tragen, was ich nicht ertragen kann. In allen diesen Aussagen offenbart sich ein negativer Gegensatz mit einer entsprechenden Dynamik, weshalb ich die Grundstruktur des Leidens als dynamisch-dialektische Diskrepanz bezeichnet habe. Negativ ist die Leidensdialektik, wenn dem Betroffenen nur ein Mangel, aber einer, der überwunden werden soll, »gegenübersteht«. Positiv ist die Leidensdialektik, wenn dem Betroffenen ein Leid gegenübersteht, das nicht nur ein Mangel, sondern ein Positivum ist, z. B. ein beängstigendes Gefühl, ein Zwangsgedanke, eine andere Meinung, ein tyrannischer Vorgesetzter, eine Krankheit, eine Herausforderung, ein inhumaner gesellschaftlicher Zustand etc. *In den meisten Fällen des Leidens mischen sich die beiden Gegensatzdialektiken.* Denn mit dem Positivum, an dem der Betroffene leidet, ist notwendig der Mangel verbunden, dieses Positivum nicht integrieren oder wenigstens noch nicht bewältigen (z. B. eliminieren) zu können oder zu wollen, aber zu sollen. Damit klärt sich durch die Analyse des Wesens der Dialektik das Wesen des Leidens noch ein Stück weiter auf: *Sie umfasst mindestens die Dialektik eines negativen Gegensatzes, in der Regel aber sind in ihr ein negativer und ein positiver Gegensatz in gespannter Weise vereinigt.* Niemals wird die Leidensdialektik dagegen durch einen kontradiktorischen Widerspruch bestimmt. Schließlich und endlich ist festzuhalten, dass die Dynamik des Leidens bzw. des Leidensdruckes zwar das Leiden zu transzendieren sucht, dies aber als und im Leiden nicht schafft. Es kommt im Falle der Leidensdialektik also *nicht notwendig zu einer Synthese*, zu einer Versöhnung, sondern es bleibt die Leidensdynamik und ihr dialektisches Gegensatzgeschehen wesentlich offen. Ja, es kann sogar zu einer »negativen Dialektik«, zu Verfall und Zerstörung im Leiden und durch das Leiden kommen. All das sollte helfen, die ungeheure Komplexität des Leidens zu sehen und zu würdigen. Darum kann es mit einer Sinnesempfindung, wie es der körperliche Schmerz ist, wahrlich nicht gleichgesetzt werden. Die »Ge-

schichte und Genese des Leidens«, sowohl individuell als auch kollektiv betrachtet, lässt sich, zusammenfassend gesagt, mit ihren Phasen, Stufen und Perioden aus der Genese des Lebens überhaupt, dann der individuellen und kollektiven Entwicklung des Menschen weitgehend ableiten. Denn jeder Phasenübergang stellt eine spezifische Krise mit spezifischen Möglichkeiten, Grenzen, Herausforderungen, Schwierigkeiten, Infragestellungen, Erschütterungen, Nöten und Leiden dar. Das im Einzelnen zu untersuchen, würde den Rahmen dieser Arbeit sprengen; doch haben hierzu andere Autoren wie Erikson und Gebser schon Bedeutendes und teilweise Erschöpfendes gesagt, weswegen ich darauf verweise.